

Bass muss im Monolog die Spannung halten

MT-Serie: James Moellenhoff verkörpert in der Mindener Inszenierung von „Tristan und Isolde“ den König Marke

Von Udo Stephan Köhne

Minden (usk). Wenn James Moellenhoff spricht, muss man zuhören. Der gebürtige Amerikaner, der im Mindener „Tristan“ den König Marke singt, besitzt nämlich eine sonore Sprechstimme: neben einer Sängerstimme, die wohltönend und mit wunderbarer Tiefe daherkommt.

Man ahnt, dass Moellenhoff den gesamten Marktplatz beschallen könnte, wenn er seine Stimme zu voller Lautstärke ausfahren würde. Das Singen ist eine Begabung, die ihm von frühester Jugend an mitgegeben wurde: „Ich wusste schon in der Grundschule, dass ich einen Hang zum Singen habe“, sagt der aus St. Louis in Missouri stammende Bassist, der seit vielen Jahren in Deutschland lebt. Die Grundlagen wurden in einem Elternhaus gelegt, in dem Musik immer eine Rolle spielte.

„Mein Vater war ein Laiensänger“, sagt der groß gewachsene Sänger, der auch über einen guten Humor verfügt: „Ich hatte das tiefe C und dachte, dass man es vielleicht ausnutzen könnte.“ Moellenhoff sang schon im Chor, weil ihm „das Singen Spaß gemacht hat“. Später studierte er Gesang, zog nach New York City und erhielt Engagements in vielen der regionalen amerikanischen Opernkompanien. Aber das ständige Unterwegs-Sein, dieses „Leben aus dem Koffer“ war schlecht für die Familie: So bewarb er sich in Europa – und wurde genommen.

Seit inzwischen mehr als 20



James Moellenhoff erkundet nicht nur die Innenstadt, sondern mit dem Fahrrad auch die weitere Umgebung Mindens, wenn er nicht gerade als König Marke gefragt ist. Foto: Köhne

Jahren ist Moellenhoff eine feste Größe an deutschen Opernhäusern. Von Bremen über Stuttgart bis hin nach Berlin reicht die Liste der Bühnen, an denen er gesungen hat; zurzeit ist er Ensemblemitglied der Oper Leipzig. Der Gurnemanz in Richard Wagners „Parsifal“, den er im vergangenen Jahr mit der Nordwestdeutschen Philharmonie konzertant in Hamm sang, ist übrigens seine Lieblingspartie.

In „Tristan und Isolde“ gibt er jetzt den um seine ausgewählte Frau betrogenen Mann, der am Ende des zweiten Aktes in einem gewaltigen Solo Tristans Treubruch beklagt. Ist es eigentlich schwierig, erst in die Oper einzugreifen, wenn diese schon drei Stunden läuft? „Die Wartezeit ist kein Problem“, Moellenhoff strahlt Routine, Gelassenheit und Souveränität aus. Das Problem sei eher, in diesem riesigen Monolog „die

Spannung zu halten, denn der Bass trägt hier die Szene“.

Für Regisseur Matthias von Stegmann findet er anerkennende Worte angesichts der szenischen Herausforderung, die hier vonnöten ist: Stegmann habe dafür gesorgt, „diese Szene farbig zu halten“, König Marke nicht allein einer einzigen Selbstanklage auszusetzen. Dass seine Partie zeitlich gesehen eher klein ist, sieht er nicht als Problem: „Es

ist, wie es ist.“ Und fügt schmunzelnd an: „In Tristan und Isolde geht es um den Sopran und den Tenor und um die Liebe.“

Apropos Wagner: Fast alle Basspartien des Bayreuthers hat Moellenhoff im Repertoire und in der Bühnenpraxis erprobt. Auch die winzige Nachtwächter-Partie in den „Meistersingern von Nürnberg“? Moellenhoff verneint und lacht: „Wenn ich 80 bin, singe ich den Nachtwächter.“

Im Juni in Chemnitz folgt der nächste König Marke

Auch die neue Saison hält neben Verdis „Rigoletto“ viel Wagner bereit. Und König Marke kommt auch wieder: Im Juni unter Frank Beermann in Chemnitz. Wie ihm Minden gefällt? „Ich habe mein Fahrrad aus Leipzig mitgebracht und den Weserradweg befahren“, antwortet Moellenhoff. 60 Kilometer lange Tagestouren hat Moellenhoff schon unternommen. Dann lobt er noch das Engagement der hiesigen Wagnerianer und blickt gespannt, aber auch ein klein wenig sorgenvoll Richtung Schulaufführung, ehe er seine Sonnenbrille aufsetzt und Richtung Stadttheater schlendert.

Oper Hannover für 2,9 Millionen saniert

Hannover (lni). Das Opernhaus in Hannover wird für etwa 2,9 Millionen Euro saniert. Dabei werden vor allem die Operntreppe und die Bühnentechnik erneuert, teilte eine Sprecherin mit. Die neue Spielzeit wird daher nicht im Opernhaus eröffnet: Einige Vorstellungen sind im Theater am Aegi sowie im Galeriegebäude Herrenhausen zu sehen. Das Opernhaus wurde 1852 fertiggestellt. Der Saal in seiner jetzigen Form wurde 1985 renoviert. Finanziert wird die Sanierung etwa vom niedersächsischen Kulturministerium und von Mitteln aus dem Europäischen Fonds für regionale Entwicklung.

■ Premiere: 8. September, 16 Uhr, im Stadttheater Minden; MT-Stadtgespräch mit Musik, Interviews und Proben-Eindrücken am 9. September, 11 Uhr; Eintrittskarten für die insgesamt sieben Operaufführungen und die kostenlosen Karten für das Stadtgespräch gibt es bei Express-Ticketservice.



„Con Voce“ beeindruckte das Publikum. Foto: Köhne

Breites Repertoire

„Con Voce“ bei September-Motette

Von Udo Stephan Köhne

Minden (usk). Vor allem mit ihren eindrucksvollen Decrescendi zum jeweiligen Stückende wusste die Vokalformation „Con Voce“ zu beeindrucken. Bei der September-Motette in St. Marien konnte das zehnköpfige Ensemble darüber hinaus immer dann überzeugen, wenn es galt, stimmungsvolle Momente aus den Kompositionen herauszukitzeln.

Umfangreich das Programm: 20 Titel umfasste die Folge, die mit geistlichen Werken aus romantischer Zeit begann, sich zu Volkstümlichem aus Deutschland vorarbeitete, dann Klassiker der Unterhaltungsmusik englischsprachiger Provenienz enthielt, um am Ende wieder in geistlichen Gefilden zu landen. Durchaus gelungen die musikalische Darbietung: schwerfällig und tonlich unsicher (ein ziemlich misslungener Purcell etwa) nur der Auftakt. Dann fand man

unter der eleganten Leitung von Holger Plotke zu einnehmenden Wiedergaben der Werke von Johannes Brahms, John Rutter und Hugo Alfvén.

Hoch anständig, wie etwa „Horch was kommt von draußen rein“ zu schöner Klanglichkeit entwickelt wurde und auch rhythmisch überaus zuverlässig gestaltet wurde. Ungünstig die Darbietung der drei Vokalwerke aus Nordeuropa; mit Lässigkeit und guter musikalischer Feinabstimmung wurde hier vorgegangen. Auch der „Drunken Sailor“ hatte Charme, weil die harmonischen Raffinessen geschickt präsentiert wurden.

Im unterhaltenden Teil zeigte sich „Con Voce“ ebenfalls in guter Form. Und „Notre Père“ von Maurice Duruflé als Abschluss des regulären Programms hatte wieder jenes mystisch verebbende Klangbild, das schon zuvor mehrfach für einnehmende Augenblicke gesorgt hatte.

Hamlet als gewagtes Bühnenexperiment

Jonte Volkmann stellte unter der Regie von Simon Niemann eine zerstörte Figur dar

Von Jochen Lewin

Minden (jol). Wer am vergangenen Wochenende bei den Aufführungen von „Mein Hamlet“ in der Kulturfabrik Vlotho oder im Kleinen Theater im Weingarten eine „Nachhilfestunde in Deutsch“ zu bekommen hoffte (oder fürchtete), wurde von Beginn an eines anderen belehrt.

„Mein Hamlet“ von Simon Niemann (Regie) und Jonte Volkmann (Darsteller) basiert auf Shakespeares epochalem Werk sowie Heiner Müllers spektakulärer wie umstrittener Adaption „Hamletmaschine“ aus den späten 70er-Jahren und wird zudem mit eigenen Texten ergänzt.

Das Publikum dieses Theaterexperimentes sieht zunächst zentrale Fragmente des Originals, betont expressiv und spektakulär dargeboten: Man erlebt Hamlet in seiner übermächtigen Trauer über den getöteten Vater, seinen Hass auf seine scheinbar schuldige Mutter, (natürlich) den Vergeltungsauftrag des Geistes des Vaters, Hamlets schon verzweifelte Liebe zu Ophelia und letztlich sein Zerbrechen am eigenen Geschick, der Welt und sich selbst.

So erscheint das Bild einer im mehrfachen Sinn zerstörten Figur: innerlich zerrissen durch die Unvereinbarkeit seiner (Gefühls-)Welt, äußerlich mit zerrissener, verdreckter

Kleidung und (Kunst-)Blut übergossen und szenisch zerbrochen durch die fragmentarische Inszenierung. Es entsteht eine Collage, die sich nicht – so sehr man es sich auch wünscht – zu einer Einheit zusammenfügen lässt. Die finale Zerstörung erfährt die Figur, indem schließlich der Darsteller die Rolle verlässt und einsehen muss: „Ich bin nicht Hamlet!“

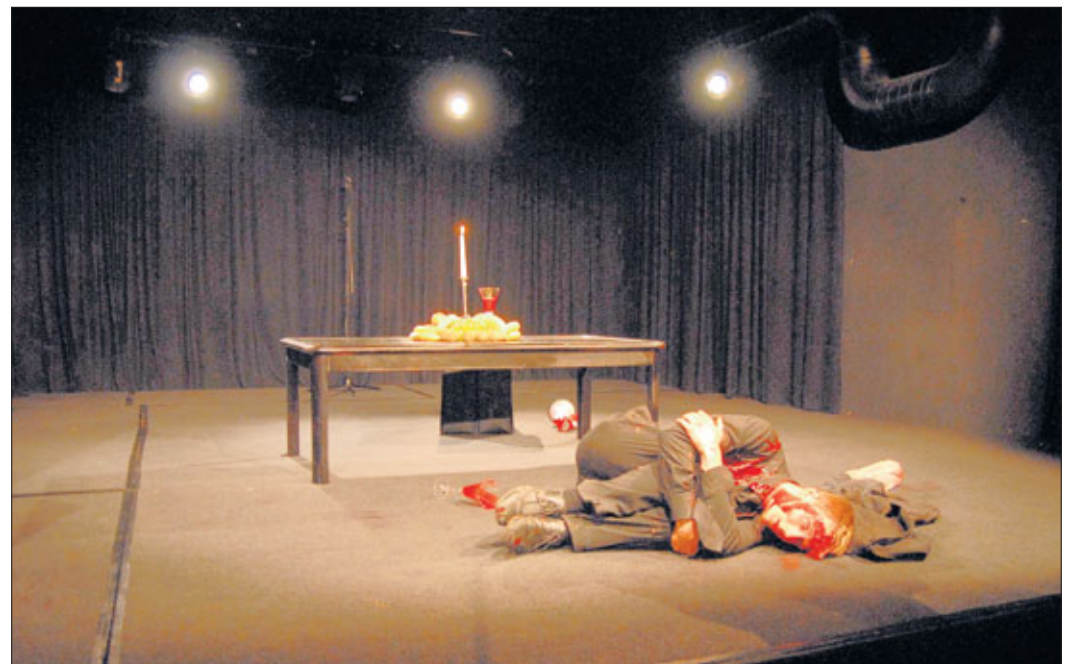
Auch wenn natürlich Jonte Volkmann immer noch einer Rolle folgt – zu schnell und selbstverständlich kommt ihm die theatertheoretische Kritik über die Lippen, zu bekannt ist mittlerweile das Durchbrechen

der „vierten Wand“ und zu deutlich ist diese Szene lichttechnisch eingeleitet. Niemann und Volkmann hinterlassen eine zerstörte Rolle, ein zerstörtes Bühnenbild und eine zerstörte Darstellerfigur.

Wunsch nach Antworten

Diese Dekonstruktion des „Textes“ Schauspiel, die nicht nur das Werk, sondern auch – was man nie übersehen darf – die eigene Inszenierung infrage stellt, widersetzt sich eindeutigen Antworten und Deutungen. (Mit dem Vorwurf interpretatorischer Beliebigkeit

werden die Künstler leben müssen und können.) Sie verstört – und konfrontiert den Zuschauer auch mit seinem Wunsch nach Antworten, homogener Handlung, emotionalen Motivationen und motivierten Emotionen. Man wünscht sich Jonte Volkmann länger bei seinen emotionalen Eskapaden begleiten zu dürfen, ihn in Interaktion mit anderen „stofflichen“ Rollen, nicht nur mit medialen Ton- und Bildeinspielungen zu sehen und ihm mehr Macht gegenüber der omnipräsenten Bühnentechnik und den oft plakativen Inszenierungsgesten. Ein gewagtes Experiment.



Jonte Volkmann hinterlässt als Hamlet eine zerstörte Figur und verstörte Zuschauer. Foto: Lewin